

Himmelherrgottsakrament! Gopfridstutz! und Sackzement!

Malediktologische Beobachtungen – besonders in der Schweiz¹

Ernest W. B. Hess-Lüttich²

In einem so zivilisierten Land wie der Schweiz flucht man nicht. Und wenn doch, versteht es kein Fremder – was die Eingeborenen besonders amüsiert. Es handelt sich um eine eigenartige und noch kaum systematisch untersuchte Facette des speziell schweizerischen Humors, der spontanen Ingrimms ins Lachen münden lässt und damit zugleich spannungslösend und beziehungspflegend wirkt. Das Medium ist der Dialekt; wo Standardsprache den Adressaten potentiell verletzt, löst der Dialekt emotionalen Druck im Fluche auf und gleitet über ins Spiel. Das lindert die Bosheit und wahrt das Gesicht, das mildert die verbale Aggression und lässt kommunikative Spielräume offen.

Welche Formen und Funktionen des Fluchens lassen sich unterscheiden? Gibt es schicht- und genderspezifische Arten des Fluchens? Aus welchen lexikalischen Repertoires und phraseologischen Traditionen schöpft der Fluchende? Wie sichert er die Grenze zu Beschimpfung und Beleidigung? Wie erzielt er im Falle ihrer gewollten Überschreitung die gemeinsten Wirkungen? Der Suche nach vorläufigen Antworten auf solche Fragen gelten die folgenden Beobachtungen.

Fluchen, Schimpfen, Lästern, Schmähen, Beleidigen, Beschimpfen, Verleumden, Verwünschen, Verspotten, Klatschen und weitere Abarten bösen Redens sind Gegenstand der *Malediktologie*, eines noch jüngeren Zweiges der Psycholinguistik, der sich im Spannungsfeld von Sprachgebrauch und Emotion besonders den gemeinen (fiesen) For-

- 1 Gekürzte und überarbeitete Fassung eines Aufsatzes in KODIKAS/CODE Ars Semeiotica, Volume 31 (2008), No. 3/4. Gunter Narr Verlag, Tübingen (mit ausführlichem Literaturverzeichnis)
- 2 Dr. Dr. Dr. h.c. Ernest W. B. Hess-Lüttich, Prof. em. Univ. Bern, Hon. Prof. TU Berlin, Hon. Prof. em. Univ. Stellenbosch/Kapstadt – ernest.hess-luettich@germ.unibe.ch

men «gemeiner Rede» (im Sinn von Alltagssprache) zugewandt hat (cf. Stephens 2013; id. 2015). Ein solches Interesse galt in der Zunft lange als verpönt, vermutlich weil die Zucht der Disziplin wohlherzogene Forscher nicht in den Mund nehmen liess, was zwischen einander übelwollenden Menschen (sprachlich) so alles ausgetauscht zu werden pflegt. Mit dem zunehmenden Interesse an der empirischen Wirklichkeit alltäglicher Rede gerieten jedoch auch manche ihrer weniger friedfertigen Sonderformen vor die Linse der Linguisten, und seit sich ihnen mit der vor vier Dekaden (1977 von Reinhold Aman) begründeten Fachzeitschrift *Maledicta* dafür gar ein eigenes Forum bietet, brechen die Dämme des Anstands und geben den Blick frei auf vermintes Terrain.³

1. Aus der Geschichte des Fluchens

Eine Sprachgeschichte des Fluchens liegt für den deutschen Sprachraum bislang nicht vor. Die Ursprünge liegen im Dunkel magischer Beschwörung höherer Mächte, Sprachgebrauch im Zeichen emotional-religiös aufgeladener Furcht im Bunde mit Zauber, Eid und Bann. Das Verb leitet sich aus der begleitenden Geste ab, aus dem Sich-mit-der-Hand-auf-die-Brust-Schlagen (ahd. *fluohhon*), der verzweifelt-händeringenden Klage (altenglisch *flocan*), ringend mit Gott und Göttern und fremden Gewalten.

Schon Runensteine zeugen von gemeiner Verwundungslust durch Sprache, in altnordischen Sagas, wie z. B. in der *Droplaugarsona Saga*, finden sich Belege zuhauf (cf. Kiener 1983: 217; Hughes 1991: 48 f.). Vom Ursprung des Fluchens aus der Angst und dem Bestreben, sich gegen das Unbekannte zu wappnen, zeugt auch die Fülle der zu allen Zeiten im Deutschen verbreiteten xenophobischen Formeln, mittels deren man den Fremden oder das Fremde zu bannen und sich der Geborgenheit in der eigenen, vertrauten Gruppe zu versichern suchte.

3 <http://aman.members.sonic.net>. Die folgenden Beobachtungen stützen sich indes auf helvetisches Material, das mir von Sabine Fux im Rahmen ihrer Lizentiatsarbeit (Bern 2005) dankenswerterweise zusammengestellt wurde.

Erst im Mittelalter wird hier (nach antikem bzw. christlichem Vorbild) so etwas wie ein Ethos der Alltagsrede entwickelt. Anstands-traktate und Predigerhandbücher sortieren bereits die Formen des Fluchs, des falschen Schwurs, des Meineids, der Gotteslästerung, der üblen Nachrede, der höhnischen Spottrede usw. zu Katalogen der «Zungen-sünden», wie sie z. B. der Lyoneser Dominikanermönch Peraldus schon vor 1250 in seiner *Summa de vitiis et virtutibus* geißelt, indem er seine Darstellung der sieben Todsünden durch das Kapitel «de peccato linguae» ergänzt (cf. Lindorfer 2001).

Mit der Ächtung verbaler Verfehlungen ging die Entwicklung dafür geeigneter Sanktionen einher, und da die religiösen Fluchwörter (wegen des drohenden Blasphemie-Verdachts) als die verwerflichsten galten, konnten sie einerseits besonders wirkungsvoll provozieren, mussten aber andererseits abgemildert, verfremdet oder verhüllt werden, um die drohenden Sanktionen abzuwenden. So wurden besonders im katholisch-pfiffigen Süden einerseits milde Phraseolexeme wie *Um Gottes Willen*, *Jessamariaundjosef* oder *Heilige Maria Muttergottes* profanisiert, andererseits phonetisch abgewandelte Substitutionen latent blasphemischer Flüche à la *Gott verdammmich!* oder *Himmelherrgottsakrament!* durch Dialektformeln wie *Gopfertoori*, *Gottverdangelhammer nomol* bzw. *Sapperment*, *Zapperlot*, *Sackzement* usw. euphemisiert und damit gesellschaftsfähig. Der Kirchenstreit heizte dann die verbale Wut offenbar so richtig an, denn der Fluchwortschatz expandiert in dieser Zeit gewaltig.

Die sprachliche Verrohung rief Gegenbewegungen auf den Plan: Sprachpflegevereine, Kulturkommissionen und – den Gesetzgeber. Inzwischen durfte der überführte Zungensünder zwar seine Zunge behalten, musste aber empfindliche Geldbussen gewärtigen. Das tat freilich dem zügigen Ausbau lexikalisch degradierender Repertoires keinerlei Abbruch – eher im Gegenteil, wer oder was immer irgendwie anders war oder von der eigenen Norm abwich, wurde hämisch benannt, was indes von den Gerichten weniger streng geahndet ward, als wenn es den Nachbarn traf oder den Pfarrer.⁴

4 Zu einschlägigen Gerichtsurteilen aus dem 18. Jahrhundert cf. Roth 2000.

Heute haben sich die Gewichte indes verschoben: Blasphemie-Vorwürfe werden allenfalls noch in Bayern erhoben, wenn eine Comic-Serie für Kinder und sonst wie Kindliche im Fernsehen den Papst verulkt; Majestätsbeleidigungen werden, mangels Majestät, auch nicht mehr verfolgt; wer jemanden *Hexe* oder *Teufel* tituliert, muss nicht wie noch zur Zeit der Reformation mit empfindlicher Bestrafung rechnen; selbst die rüden Sprüche in den Songs der Rapper über Schwule und andere Minderheiten zeitigen allenfalls bei einigen Glossenschreibern ein indigniertes Heben der Augenbraue in den besseren Gazetten.

Sanktioniert werden, wie zu allen Zeiten, die jeweils wunden Punkte einer Gesellschaft. Bei rassistischen, faschistischen und anti-semitischen Ausfällen wird genauer hingehört als ehemals. Aber noch heute gilt z. B., dass nach Art. 177 des Schweizerischen Strafgesetzbuchs «auf Antrag mit Geldstrafe bis zu 90 Tagessätzen» zu bestrafen ist, wer «einen anderen durch Wort, Schrift, Bild, Gebärde oder Tätlichkeiten in seiner Ehre angreift». Wenn es freilich die Ehre der Muslime betrifft, kann das leicht – wie die Karikaturen des Propheten in der dänischen Zeitung *Jyllands-Posten* – wieder wie im Mittelalter zu Mord und Totschlag führen (cf. Hess-Lüttich 2010).

2. Der Fluch und die Fluchenden

Aus seinen transkulturellen Beobachtungen zur «Psychologie der verbalen Aggression» hat Kiener (1983: 234 ff.) eine Unterscheidung «der Menschheit» in verschiedene «Fluchertypen» abgeleitet. Bei usuellen Zwangsfluchern etwa haben sich Fluchwörter und Fluchanlässe zu «sekundären Interjektionen» verkettet, die insoweit ungefährlich sind, als sie nicht klinisch auffällig werden (wie in der Koproliose – Fäkal-sprache – beim Tourette-Syndrom). Beim zweiten Typ entlädt sich blinder Zorn in blasphemisch-sexuell geladenen Schmähketten differenziertester Variation, ein idealer Partner für den Malediktologen. Beim dritten Typ scheint der (!) Fluchende sich seiner Männlichkeit in der Masse unsicher, in dem er eben dadurch sich als echter Kerl und harter Bursche zu profilieren sucht, heute vor allem unter Gangsta-Rappern, Pogo-Rockern und schädelrasierten *Dumpfbacken* noch verbreitet.

Das Fluchlexikon wird mit dem Spracherwerb im frühen Kindesalter erlernt (von den Eltern und den *Peers*, den Gleichaltrigen) und ist im Greisenalter selbst dann noch präsent, wenn andere sprachliche Fähigkeiten langsam verlöschen. Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern sind dabei nach wie vor strittig: Die Feministische Linguistik schwankt noch, ob sie eher jenen Befunden vertrauen soll, die Frauen eine niedrigere Fluchfrequenz bescheinigen als Männern (als Indiz ihrer sozialen Überlegenheit), oder jenen, nach denen Frauen mindestens so gern, oft und obszön fluchen wie Männer (als Zeichen ihrer Emanzipation).⁵

Warum indes bei beiden Geschlechtern die degradierenden Bezeichnungen für Homosexuelle in jüngster Zeit wieder stark ansteigen und sich z. B. in *Rap Songs* zunehmender Beliebtheit erfreuen, ist in den *Gender Studies* noch ungeklärt.⁶ Inwieweit mit der sprachlichen Verrohung eine der Sitten allgemein einhergehe, ist zwischen Soziolinguisten und Sprachpflegern noch umstritten: Während die einen (also die Soziolinguisten, Jugendsprachforscher, Subkultur-Semiotiker) die sprachliche Kreativität und Innovativität registrieren, mit der im Internet fleissig Schimpf- und Fluchwörter kompiliert werden,⁷ sehen die anderen (also die Sprachpfleger und -heger, die Sprachkritiker und Sprachglossenverfasser) die letzten Reste von Anstand und Etikette verflühen im Abendschein versinkender Sprachkultur.

3. Zur Linguistik des Fluchens

Die linguistische Vielfalt faktischen Fluchens im Deutschen ist immens. Phonetisch wurde z. B. eine signifikante Häufung von hellen Vokalen, Zisch- und Verschlusslauten gezählt (cf. Friemel 2003). Auch die starken Stroneme (Betonungen, mit ihren graphischen Äquivalen-

5 Cf. hierzu vor allem das 10. Kapitel («Sexuality in Swearing») in der Sozialgeschichte des Fluchens von Geoffrey Hughes (1991: 206 ff.) mit zahlreichen Belegen zur geschlechtsspezifischen Entwicklung von Fluchwörtern.

6 Die bislang umfassendste Sammlung von spezifischen Bezeichnungen für Homosexuelle im Deutschen hat m. W. Jody Skinner angelegt, s. Skinner 1997 und 1999.

7 Siehe dazu die Rubrik «Netzipp» auf S. 121 und www.sprachverein.ch/links.htm

ten in Majuskeln, Reduplikation und Interpunktion) fügen sich passend ins Bild (*du verDAMMtes Aaarschloch!!*).

Semantisch schöpft die Fluchrede aus kulturell je negativ geladenen Domänen des Tabus, der (normativ) abweichenden Sexualität, der schamgeschützten Körperzonen, der ‹höheren› Gewalt des Numinosen, des niederen Tierreichs. Die Metapher unterliegt keiner Rechenschaftspflicht durch Wahrheitsprüfung: Die Anrede *Bastard* oder *Hurensohn* fragt nicht nach den Familienverhältnissen des so Titulierten. Manch unbescholtener Heilige ist zum Begleitwort verbaler Affektentladung herabgesunken. Heute nimmt der Fluchende statt Religiöses viel eher Skatologisches so gern und leichtfertig in den Mund, dass er dessen buchstäbliche Bedeutung (Ausscheidungen) lieber nicht zu genau reflektiert. Es könnte ihm schier die Sprache verschlagen.

Am bislang gründlichsten untersucht im Bereich der sprachspezifischen Verbalaggression sind naheliegenderweise die lexikalischen Repertoires, aus denen Fluchende und Schimpfende sich zu bedienen pflegen. Die Verunglimpfung speist sich sprachlich aus mancherlei Quell: Gerätschaften, Kleidung, Nahrungsmittel (*Kratzbürste; Lump, Schlafmütze; Pflaume, Mostdümphi*), verpönte Tätigkeiten und Eigenschaften (*Nörgler, Heuchler, Grobian, Feigling*), Tier- und Pflanzenkomposita (*Hornochse, Schnapsdrossel, Zimtziege, Schweinigel; Asphaltpflanze, Birnenschädel, Hopfenstange*), Völker- und Herkunftsbezeichnungen (*Schlawiner* [< Slowene], *Polacken, Kanaken, Schluchtenjodler* [für Schweizer], *Souschwob* [für Deutsche], *Hottentotten, Saupreußen, Scheissjugos*), Körperteile und Gebrechen (*Grossmaul, Schlitzohr, Langfinger, Gierschlund; Krüppel, Siëch, Kretin, Spasti*).

Mancher Ausdruck entstammt auch noch, oft unerkannt, dem Sprachschatz vergangener Zeiten oder fremder Zungen (*Fatzke* [< mhd. *fazzen* = foppen], *Göre* [< mhd. *gure* = schlechte Stute]; *Tollpatsch*⁸ [< ungar. *talpas* = Fusssoldat], *Halunke* [< tschech. *holomek*

8 Das Vergessen des Ursprungs zeigt sich auch im zweiten *l*, das *Talpatsch* bei der Reform der Rechtschreibung bekam.

= Bettler] etc.).⁹ Auch wer das Substantiv in dessen diminutive Form versetzt, meint das nicht immer zärtlich oder liebevoll (*Würstchen, Pimperl*). Manche Kollektivkomposita setzen ganze Gruppen pauschal herab (*Ausländergesindel, Zigeunerpack*) und verraten in Alliteration, Rhythmus und zunftsprachlicher Entlehnung (Jägersprache!) zuweilen die hassbefeuerte poetische Anstrengung des Urhebers (*Kanakenkacke, Schwulengeschmeiss*).

4. Eidgenössisches Fluchen

Importen aus dem nördlichen Ausland (*Blödmann, Heulsuse, Rosettenschlecker, Kreiselbinker, Gegendwindpinkler*) schlägt geschärftes Misstrauen entgegen, derlei klinge fremd, jedenfalls unschweizerisch; sowas sagen allenfalls die *elände Nitfahië* (nicht von hier). Da hält man sich lieber an die heimische Tierwelt (*Souhung, Souchue, Chuehode, Rindspimpel, Hüenerscheiche, schwangeri Bärpänte, hingervervögetli Bärsgnatteränte*). Dennoch sind ältere Lehnbildungen aus dem Deutschen über den Umweg des Jiddischen und des Rotwelschen durchaus belegt, aber denen sieht man ihre Herkunft kaum mehr an und hört sie auch nicht heraus. Umgekehrt sind Übernahmen aus schweizerdeutschen Dialekten im Standarddeutschen eher selten, mit Wörtern wie *Gaggelari, Gigu, Lööli* etc. wüsste man in Berlin oder Hamburg vermutlich wenig anzufangen.

Bereitwilliger dagegen wird auch im europafernen Land der Eidgenossen englisches Wortgut übernommen, was «nicht wirklich» (*not really*) überraschend ist. Musik und Medien verstärken den Trend mit der *Shit n' fuck*-Inflation in amerikanischen TV-Serien (dort freilich mit neckischen *Beeps* überspielt) oder den unfrommen Liedern mancher frommen Barden wie Prince (*You Sexy Motherfucker*). Die nachmittäglichen Talkshows mit Jugendlichen klingen denn auch zumindest in dieser Hinsicht recht elaboriert. In die Politik sollte man ebenfalls nicht

9 Die hier herausgegriffenen Beispiele stehen exemplarisch für die unüberschaubar gewordene lexikalische Vielfalt von Fluch- und Schimpfwort-Einträgen, die in der Literatur nach den unterschiedlichsten Kriterien sortiert und klassifiziert werden (cf. Kiener 1983; Lötscher 1993); allein für das weibliche Genital z. B. wurden über 700 abschätzig Bezeichnungen gesammelt.

mehr überzogene sprachkulturelle Hoffnungen setzen: Die Protokolle parlamentarischer Reden verzeichnen eine eher monochrome Palette lexikalischer Fluchfarben streitiger Rede (cf. Friemel 2003).

Befragungen in der Schweiz ergeben ein differenzierteres Bild, wobei in jedem Kanton die Gewissheit bekräftigt wird, im Nachbar-kanton werde ungleich häufiger und unflätiger geflucht (*dä redt wi en puur*).¹⁰ Die *Gender*-Verteilung ist erwartbar helvetisch-konservativ: Männer fluchen mehr als Frauen, härter auch und ätzender, verletzender. Besonders wirksam scheint es dem Norm-Mann, dem Mit-Mann seine Männlichkeit abzusprechen (*Schlappschwanz, Weichei, Warmduscher, Wichser, schwuli Sau, Schwanzlutscher, Fotze, Tunte, Chinderfigger* etc.), seine Mutter zu beleidigen (*Hueresohn, Hueregex*) und ihm obszöne Wörter entgegenzuschleudern, die seine Geschlechtsorgane beschreiben (obwohl er die ja eigentlich nicht so genau kennen sollte).

Auf die Frau bezogene Schimpfwörter waren ungleich weniger variantenreich, ganze acht Lexeme konnten erhoben werden, darunter die auch in Deutschland geläufigen (*Huere, Nutte, Schlampe, Fotze, Tusse* etc.). Kindern gegenüber ist man (noch) etwas zurückhaltender und bezieht sich meist auf Maximen der Reinlichkeit (bzw. des Verstosses gegen das Reinheitsgebot: *Drecksgoof, Schnudergoof, Saugooft*). Die Beliebtheit des Lexems *Sau* in diesem Zusammenhang hat übrigens bereits zu einem eigenen Forschungszweig geführt, der Susologie, die sich liebevoll dem (sprachlichen) Vorkommen des Haustiers im Alltag und in allen Lebenslagen widmet (Schmauks 2004).

Jedenfalls scheint die Zeit reif für die Planung eines umfassenden Schweizer Fluchwörterbuchs, das typische – auch ältere – Einträge versammelt (wie *Driessel, Fläute, Gaggelari, Gäuchel, Gigu, Löl, Seckel, Tampe, Trampel, Tschingg* etc.). Mit einem solchen Werk verbindet der prominente Berner Germanist Roland Ris (der an der ETH Zürich lehrte und die Schweizer Wissenschaftsakademien präsidierte) die

10 Umfrage 2005 bei 200 Deutschschweizern mit 36 Fragen und 541 Belegen zu ihrem Fluchverhalten im Alltag; zur statistischen Auswertung s. Fux 2005: 124–151.

Hoffnung, den Schweizern kreativeres Fluchen zu vermitteln und dem ihm innewohnenden Humor wieder mehr Geltung zu verschaffen.¹¹

Gerade die originelleren unter den spezifisch helvetischen Verunglimpfungen zeugen durchaus von humorvoller Sprachphantasie, die das Opfer mal obszön oder fäkal titulieren (*Birewixer, Ministrantevögler, Duregfaggt Landei; Sitzbisler, Schliimschiisser, überschissnigs Öppis*), mal mit Invektiven ganz eigener Art adeln (*Magronächische, Pannädriëgg, sältedämliche Eggereppli, Zibelesuppegsicht, Totewägeli-brämser, ufgidunseni Cervelat*), die der Fremde sicherheitshalber nicht als Komplimente missverstehen sollte.

Immerhin deutet die Frequenz der blasphemischen Flüche (die neben den fäkalsprachlichen die höchste Gebrauchsdichte aufweisen) auf die Grenzen der Profanisierung des Sakralen in der Schweiz hin (neben den zahllosen Varianten der Selbstverfluchung *Gott verdamme mich* wie *Gopfertami, Gopferdeckel, Gopfridstutz, Gopfridstübli, Gopfertori, Gopferdamevelo, Gopfridstützlich* etc. erfreuen sich Ausrufe wie *Himuheiterblaublüemli, Tamiröösi, Sapperlipoppette, Härrgottsgüegeli nomol!* nach wie vor besonderer Beliebtheit). Damit liegt die Schweiz also doch wieder voll im Trend gesamtgesellschaftlicher Entwicklung im deutschsprachigen Raum, in dem mancher sich zwar vom Höheren das Heil erhofft, aber – bis das eintrifft – sich vorläufig eher im Niederen der Sprache wohlfühlt und insoweit Heinrich Heines «Stossseufzer» beherzigt:

Unbequemer neuer Glauben!
Wenn sie uns den Herrgott rauben,
Hat das Fluchen auch ein End' –
Himmel=Herrgott=Sakrament!

Wir entbehren leicht das Beten,
Doch das Fluchen ist vonnöten,
Wenn man gegen Feinde rennt –
Himmel=Herrgott=Sakrament!

11 Vgl. Interview 16.11.17: www.migrosmagazin.ch/fuer-roland-ris-tut-fluchen-gut

Nicht zum Lieben, nein, zum Hassen
 Sollt ihr uns den Herrgott lassen,
 Weil man sonst nicht fluchen könnt –
 Himmel=Herrgott=Sakrament!¹²

Literatur (vorliegender Text mit aktiven Links:

www.sprachverein.ch/sprachspiegel_pdf/Sprachspiegel_2018_4.pdf)

- Friemel, Kerstin 2003: «Verdammt geschwätzig», in: *Financial Times Deutschland* 5. 9. 2003, <http://aman.members.sonic.net/F.T.German.html>
- Fux, Sabine 2005: *Malediktologie. Fluchen – Schimpfen – Beleidigen*, Bern: Ms. Lizentiatsarbeit
- Hess-Lüttich, Ernest W. B. 2010: «Fremdbilder – Feindbilder? Die Imagination des Schreckens. Zur Medienberichterstattung über den Islam am Beispiel des Karikaturenstreits», in: Dieter Heimböckel, Irmgard Honnef-Becker, Georg Mein & Heinz Sieburg (eds.) 2010: *Zwischen Provokation und Usurpation. Interkulturalität als (un)vollendetes Projekt der Literatur- und Sprachwissenschaften*, München: Wilhelm Fink, 163–190
- Hughes, Geoffrey 1991: *Swearing. A Social History of Foul Language, Oaths and Profanity in English*, Oxford: Blackwell
- Kiener, Franz 1983: *Das Wort als Waffe. Zur Psychologie der verbalen Aggression*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht
- Lindorfer, Bettina 2001: «Zungen Strafen. Sprechen, Moral und Sanktionen in Mittelalter und Früher Neuzeit», in: *Fundiert. Das Wissenschaftsmagazin der Freien Universität Berlin* 1/2001: 122–127; www.elfenbeinturm.net/archiv/2001/lust4.html
- Roth, Hubert 2000: «Als ‹Fluchen, Schwören und Sacramentieren› noch unter Strafe standen – Das ‹Hochfürstlich-Schwarzenbergischen [sic] DECRETUM betreffend das Uebel wünschen, Fluchen, Schwören und Sacramentiren› vom Jahre 1763», www.klettgau-historia.de/downloads/10.fluchenschwoeren...2.pdf
- Schmauks, Dagmar 2004: «Der Keiler sprach zur Sau: ‹Wir werden Mann und Frau›. Eine besondere Verschränkung von Rasse- und Geschlechtsstereotypen im Bilderbuch», in: *KODIKAS/CODE. International Journal of Semiotics* 27.3–4: 285–300
- Skinner, Jody 1997: *Warme Brüder – kesse Väter. Lexikon mit Ausdrücken für Lesben, Schwule und Homosexualität*, Essen: Die blaue Eule
- Skinner, Jody 1999: *Bezeichnungen für Homosexuelle im Deutschen*, 2 vols., Essen: Die blaue Eule
- Stephens, Richard 2013: «Swearing – the language of life and death», in: *The Psychologist* 26. 9. 2013: 650–653
- Stephens, Richard 2015: *Black Sheep: The Hidden Benefits of Being Bad*, London: Hodder & Stoughton
- 12 Heinrich Heine 1972: «Nachlese zu den Gedichten 1848–1856», in: *Werke und Briefe in zehn Bänden*, ed. Hans Kaufmann, Berlin/Weimar: Aufbau, Band II., S. 417